

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 134. Bromberg, den 16. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(10. Fortsetzung.)

Eric Arnstruthers saß in der Halle des Taj-Mahal-Hotels und wartete auf Lilian. Er wartete schon eine Stunde auf sie, das heißt, eigentlich war er früher, als verabredet, gekommen, um zu einer Aussprache mehr Zeit zu gewinnen. Er, der im schlimmsten Kugelregen stets seine eiserne Ruhe bewahrte, sah nervös jede Minute auf die Uhr und die „Times", die er in den Händen hielt, zitterte wie ein Palmwedel im Abendwind. Er überlegte sich schon zum zehnten Male, wie er eine Entscheidung zwischen sich und Lilian herbeiführen konnte.

„Entschuldige", sagte plötzlich ihre Stimme neben ihm. „Es tut mir leid, daß ich dich habe warten lassen. Aber ich habe Lawson, der heute fortfahren mußte, zur Bahn gebracht."

Arnstruthers schreckte aus seinen Gedanken auf und erhob sich.

„Hoffentlich hast du nicht mit dem Frühstück gewartet", sagte sie und setzte sich neben ihn. „Wir haben nämlich im Bahnhof gegessen, da noch vieles zu besprechen war."

„Das macht nichts", sagte Arnstruthers, obwohl er sich darauf gefreut hatte, allein mit ihr zu frühstücken, und setzte sich ebenfalls. „Ich hoffe, du hast jetzt Zeit für mich?" Er bot ihr eine Zigarette an.

„Soviel Zeit, wie du willst", entgegnete Lilian freundlich und winkte einem Kellner. um Kaffee zu bestellen. „Etwas Besonderes, Eric?"

Er fand nicht sogleich den richtigen Anfang und betrachtete sie nachdenklich, wie sie da weit zurückgelehnt in dem Sessel lag, den Kopf so tief, daß ihr Haar das kühle Leder fast streifte. Sie hatte es abgelehnt, Trauer zu tragen, als er sie fragte, ob er ihr etwas besorgen sollte. „In Indien ist die Farbe der Trauer weiß, nicht wahr . . . und schilt mich nicht oberflächlich und hypermodern, aber ich habe etwas dagegen, meine Gefühle in Kleidern auszudrücken."

So war sie also scheinbar ganz wie sonst. War sie es auch wirklich? Er wußte es nicht. Er sah nur, daß Lilian sich in den letzten Tagen entscheidend verändert hatte, daß aus einem fast zerbrochenen, teilnahmslosen Menschen ein ungeheuer gefaßtes und tätiges und an allen Dingen interessiertes Mädchen geworden war.

Störte es ihn?

Er wußte es selbst nicht. Er starrte sie unverwandt an, so daß Lilian nach ein paar schweigsamen Minuten, in denen sie seine prüfenden Blicke ertragen hatte, mit leichtem Lächeln sagte: „Was ist denn los, Eric? Du schaust mich an, als sähest du mich heute zum ersten Male."

„Ja, in gewisser Weise stimmt das. Denn so, wie du heute bist, so hatte ich es mir vorgestellt, daß du sein wirst."

„Armer Eric", sagte Lilian und beugte sich vor. „Es ging nicht anders . . . verstehst du."

„Um Gottes willen, mein Liebes. Natürlich verstehe ich dich. So war das nicht gemeint. Eher vielleicht sogar das Gegenteil. Es wundert mich geradezu, daß du nach knapp fünf Tagen wieder so gefaßt bist."

„Mich wundert es auch", flüsterte Lilian. „Zuerst habe ich geglaubt, ich würde Huberts Tod nie überwinden können; vielleicht geht das allen Menschen so, die plötzlich vor einen unerwarteten Verlust gestellt werden."

„Ja, aber die meisten würden sich nicht so schnell von einem solchen Schlag erholen wie du. Ich bewundere deine Selbstbeherrschung.

Lilian schüttelte heftig den Kopf. „Das hat nichts mit mir zu tun. Eigentlich war es Lambertz, der mich wieder in die Gegenwart zurückbrachte, der mir klarmachte, daß kein Weinen und Traurigsein Hubert wieder lebendig machen und die ganze Lage ändern würde und der mir, meinem Leben und meiner Sehnsucht wieder ein Ziel gab."

„Und doch möchte ich dich bitten, dich nicht auf die Idee eines romantischen Deutschen hin zu verlieren. Es mag gut gewesen sein, daß er es verstand, deinen Kummer abzulenken und deine Interessen anzuregen, aber . . ."

„Was aber?" rief das Mädchen und ein leichter Ton von Ungeduld klang in ihrer Stimme auf. „Was aber? Ich kann dich nicht verstehen, Eric. Warum lehnst du die Möglichkeit einer Ermordung Huberts so schroff ab? Lawson hat mir Dinge erzählt, die so etwas sehr wahrscheinlich klingen lassen, und du selbst hast zugegeben, daß in Indien alles möglich ist."

„Reg dich nicht auf, Lilian, Liebes", versuchte Arnstruthers sie zu beruhigen. „Ich bitte dich. Sicherlich ist in der ganzen Welt ein vorgetäuschter Selbstmord möglich, aber alles, was ich dagegen einzuwenden habe ist, daß in einem solchen Fall die Polizei einen Anhaltspunkt finden würde. Es sind fast drei Wochen vergangen und ich kann dir versichern, daß man alles getan — und nichts gefunden hat."

„Und soll ich dir sagen, warum, Eric, ja? Weil ihr, weil man, weil du, weil alle im tiefsten Grunde ihres Herzens überzeugt sind, daß Hubert schuld ist und weil ihr Angst habt, weil es euch unangenehm sein würde, in diesem Falle bei einer allzu gründlichen Untersuchung Dinge ans Licht zu bringen, die das Ansehen der Engländer schwächen würden. Darum, darum läßt sich nichts finden, weil ihr fürchtet, eine Geschichte an die große Glocke zu hängen, die euch selbst unliebsam sein könnte."

„Lilian, Lilian", beschwichtigte Arnstruthers. Er ergriff eine ihrer sich lebhaft bewegenden Hände und hielt sie fest. „Glaube doch das nicht."

„Warum weigerst du dich dann, mir und Lambertz Verbindungen zu schaffen, die ihm nützlich sein könnten und selber mitzumachen?"

„Versteh doch", bat er und rückte seinen Sessel näher an sie heran, „versteh doch, wie die Verhältnisse liegen. Ich habe Hubert gern gehabt und geschätzt, und du weißt, ich stehe nach wie vor zu dir, aber das alles darf kein Grund sein, daß mehr Leute als unbedingt nötig in eine zweifelhafte Sache verwickelt werden. Hier steht jeder auf

seinem Posten, jeder ist sich selbst verantwortlich und muß die Folgen tragen und vermeiden, einen Angriffspunkt zu bieten. Ich habe dir versprochen, alles zu tun, inoffiziell und offiziell, sobald wir Belege in Händen haben; vorher muß ich nein sagen und kann nur inoffiziell mit Ratschlägen helfen."

Lilian verzog verächtlich den Mund. Er sah es, und es schmerzte ihn.

„Sieh", sagte er sanft und streichelte ihre zitternde Hand, „glaub mir, mein Liebes, niemand wäre froher als ich, wenn sich Huberts Unschuld herausstellte."

„Und doch bist du nicht von seiner Unschuld überzeugt."

„Alles spricht dagegen."

„Ist das ein Grund? Du kanntest ihn doch."

„Wer kennt jemand gut genug? Immer wird es Lagen geben, in denen Menschen anders handeln, als wir erwarten. Manche haben nur Glück, und es treten keinerlei Versuchungen an sie heran, in denen sie sich beweisen müssen."

„Wie vorsichtig."

„Lilian!" bat er, „du mußt mich verstehen. Mußt verstehen, daß meine Stellung mir ein Eingreifen unmöglich macht."

„Weil du nicht an ihn glaubst. Weil du jetzt sagst, du hättest ihn nicht gut genug gekannt, um ihn zu beurteilen. Ich glaube aber, daß er unschuldig ist."

„Das ist dein gutes Recht und ich wäre nur enttäuscht, wenn du anders über deinen Bruder denken würdest."

„Was aber", entgegnete sie und setzte sich sehr aufrecht, „wenn ich nun enttäuscht wäre, daß du meine Meinung nicht teilst?"

„Um Gottes willen, Lilian! Was soll das heißen? Du darfst so nicht sprechen. Darfst nicht Dinge miteinander verbinden, die nichts miteinander zu tun haben. Ich bitte dich."

„Es ist schwer für eine Frau, sich plötzlich mit einer Meinung allein an der Seite des Mannes zu finden, von dem sie angenommen hat, daß er sie versteht."

„Aber ich verstehe dich doch!" rief Arnstruthers außer sich. „Siehst du denn nicht, daß das etwas ganz anderes ist! Dich kenne ich aus dem Instinkt, aus dem Gefühl meiner Liebe heraus und würde für dich die Hand ins Feuer legen, aber du kannst nicht verlangen, daß ich für einen anderen, nur weil er mit dir verwandt ist, weil er dein Bruder ist, dasselbe tue."

„Nein", sagte sie nachdenklich und starrte vor sich hin auf den schönen großen Teppich, der die Steinfliesen der Halle bedeckte. „Nein. Du hast recht, Eric. Vielleicht kann man das nicht. Aber es ist nicht eine Frage der Vernunft oder des Verstandes, es ist eine Frage des Herzens."

„Du bist eine Frau und ich bin ein Mann. Hubert war dein Bruder; für mich war er nichts weiter als ein angenehmer Schwager und Kamerad."

„Und wieso kommt es, daß Lambertz, der nicht mit ihm aufgewachsen ist, der keine Streiche mit ihm zusammen verübt hat, der ihn kürzer kennt als du, überzeugt von seiner Anständigkeit ist?"

„Lambertz ist Deutscher und als Deutscher in diesem Lande nicht an die Interessen Englands gebunden ... er war Huberts bester Freund und das ist etwas ganz anderes. Und zudem ist er romantisch sentimental und trotzig."

„Es handelt sich hier um deine private Meinung."

„Lilian, wir reden im Kreis herum. Wir reden aneinander vorbei. Ich weiß nicht ja und ich weiß nicht nein. Ich kann nicht mehr tun, als mein Versprechen geben, zu geeigneter Zeit zu aller und jeder Hilfe bereit zu sein."

„Danke", sagte sie kurz. Eine Weile schwiegen sie, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Vielleicht bin ich ungerecht, sagte sich Lilian; vielleicht bin ich nur von Lambertz beeinflußt, weil ... weil seine Ansicht sich mit meiner deckt, weil es mir lieber und angenehmer ist, Hubert unschuldig zu wissen. Wahrscheinlich kann Eric gar nicht anders handeln. Irgendwie zwang ihr sein Verhalten doch eine gewisse Achtung ab. Wieviel leichter wäre es für ihn gewesen, sich ihrer Ansicht anzuschließen und ihr dann klarzumachen, daß er leider nichts unternehmen dürfte. Sie seufzte leicht.

„Lilian", sagte Arnstruthers da, „ich wünschte, wir würden sobald wie möglich heiraten."

Sie hob den Kopf und sah ihn gerade an. „Würde es", fragte sie langsam, „dich nicht kompromittieren, die Schwester eines Mannes zu heiraten, der nach der öffentlichen Meinung Selbstmord begangen hat, weil er zu feige war, die Folgen seiner Handlung zu tragen?"

Arnstruthers antwortete ohne zu überlegen, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, schnell: „Vielleicht".

„Und?"

„Und in diesem Falle würde ich meinen Abschied einreichen, Indien verlassen und mit dir nach England zurückkehren."

„Das würde das Ende deiner Laufbahn bedeuten, nicht wahr? Wie man mir sagt, hattest du, genau wie Lawson, große Aussicht auf einen entscheidenden Posten."

Der Mann lächelte. „Du vergißt eines, Lilian, daß ich dich liebe und daß ich lieber auf die sogenannte Laufbahn verzichten würde, als auf dich. Ich würde nach London fahren und dort bei meinem Onkel ins Geschäft eintreten, und wir würden ein neues Leben gemeinsam aufbauen."

„Ich möchte nicht der Anlaß zu einem Verzicht sein."

„Überlaß das mir, das ist meine Angelegenheit. Ich wiederhole meine Bitte. Laß uns heiraten, so schnell es geht."

„Warum es darauf ankommen lassen, daß du den Dienst quittieren mußt, wenn sich doch über kurz oder lang alles aufklären kann?"

„Laß uns nicht von neuem damit anfangen, ich bitte dich, Lilian. Aber sieh, ich halte mich lieber an Tatsachen als an Möglichkeiten."

Lilian schwieg, sie wußte keine Antwort hierauf. Sie wußte nur eines, daß sie Eric jetzt nicht heiraten konnte. Sie gab sich keine Rechenschaft über ihre Gründe. Es kam so vieles zusammen — Huberts Tod — Erics Ansichten — die Gefahr für seinen geliebten Beruf — Lambertz —.

„Wir müssen heiraten, oder du mußt nach Europa zurückkehren, Lilian!" sagte der Mann an ihrer Seite plötzlich sehr bestimmt. „Ich will unter keinen Umständen, daß du hier in Bombay oder wo es auch sein mag, mehr oder minder allein bist. Es besteht leider die Möglichkeit, daß ich mich nicht um dich kümmern kann ... an der afghanischen Grenze rumort es wieder. Mag sein, daß es nichts zu bedeuten hat, mag aber auch sein, daß ich abberufen werde, und in diesem Falle wärest du ganz dir selber überlassen. Du hast keine Verwandten hier und wenig Bekannte, und deine Stellung wär nicht die allerbeste, verstehe mich recht."

Er senkte die Stimme und fuhr dann leise fort: „Ich habe so lange auf dich gewartet, weißt du, so viele Jahre, und es gibt eben Grenzbezirke, wo der Aufenthalt für Frauen verboten ist. Wir könnten Gefahr laufen, wieder für unbestimmte Zeit getrennt zu werden — vorausgesetzt natürlich, daß niemand an unserer Heirat Anstoß nimmt."

„Und dein Urlaub? Er müßte bald fällig sein."

„Im März, Lilian, und jetzt ist es Ende November. Es kann bis dahin allerhand geschehen. Entweder wir heiraten und sehen zu, wie es geht, oder ... oder du gehst zu Tante Betsie zurück und wir ..."

„Gib mir eine Zigarette, Eric, danke schön. Ich werde nicht zu Tante Betsie gehen und wir werden nicht heiraten. Ich habe mir vorgenommen, diesen Fall zu verfolgen, ich bin nur ein Mädchen und ich weiß, ich habe nicht viel Aussicht, aber ich will es versuchen und niemand wird mich von diesem Entschluß abbringen. Habe ich Glück und Erfolg, dann kann ich mit gutem Gewissen deine Frau werden, ohne von Selbstvorwürfen gequält zu werden. Habe ich das nicht, nun, dann werden wir weiter sehen. Ich habe mir selbst eine Frist gestellt — vier Monate bis zu deinem Urlaub; vorher will ich nichts entscheiden. Es tut mir leid, Eric, aber ich kann nicht."

Lilian sprach in einem so bestimmten Tone, daß Arnstruthers fühlte, jede Widerrede würde vergebens sein und nur zu einem Streit führen.

„Es ist unverantwortlich", murmelte er. „Ach, ich wünschte, Lilian, du würdest dich entschließen, mich so schnell wie möglich zu heiraten."

„Huberts wegen nicht, deinetwegen nicht und auch meinetwegen nicht. Das sind drei Gründe und die genügen mir."

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück auf der Straße.

Heitere Kurzgeschichte von **Walter Siemes.**

In dem kleinen Geschäftshaus auf der anderen Seite der Straße, mir gerade gegenüber, bereitete sich was Neues vor: Die Front wurde neu angestrichen, diesmal in hellen, lustigen Farben. Im Geschäftsraum begann ein Tapezieren und Pinseln. Als alles fertig war, erschien in dicken, grünen Blockbuchstaben, quer über der Fensterscheibe, die Ankündigung: „Hier wohnt das Glück."

Wenige Tage später kam das Glück angereist: Ein blondlockiges junges Mädchen mit ebenso energischen wie anmutigen Bewegungen, schön und heiter wie ein Frühlingsmorgen. Sein weißes Käppi, als ich es sah, lugte aus der Manteltasche.

Ein Möbelwagen fuhr vor. Einige Stunden lang gab es ein eiliges Hin und Her, ein hitziges Getue im Innern, und ehe noch Abend wurde, war die letzte Hand angelegt: Ein schönes, grünweißes Emailschild wurde neben der Tür geschlagen: „Lotterieeinnahme Gustel Sedlmayr".

Aha, eine Lotterieeinnahme! Die hatte unserem Städtchen gerade noch gefehlt. Die Leute machten große Augen, und an den Stammtischen gab es ein mächtiges Gerede, ob wohl was draus werden könnte.

Es wurde was draus. Keiner konnte es besser beobachten als ich. Zum Teufel auch! Warum sollten wir Kleinstädter nicht auch unser Glück versuchen! Freilich schien solche Neigung bei unseren jungen Männern bemerkenswert größer als bei den anderen Gruppen der Bevölkerung. Auch nahmen sie die Sache, wie deutlich zu gewahren war, bedeutend ernster, und es dauerte immer geraume Zeit, bis sie sich für ein Los entschieden hatten. Manche kamen auch öfter, drei- oder viermal, vermutlich um zu hören, wie sich ihre Aussichten entwickelten.

Auch Hannes, unser junger Briefträger, schien für die Loserei plötzlich ungewöhnlich viel übrig zu haben. Er war ein netter, liebenswürdiger Kerl, und man gönnte ihm schon einiges Glück. Nur nahm ich es ihm übel, daß er gerade vor meiner Nase jedesmal eine kleine Rast machte, so daß ich eine Viertelstunde später als sonst meine Post bekam. Wenn er dann aber eintrudelte, war er so lustig und aufgeräumt, daß ich ihm keinen Vorwurf machen konnte.

Nach einigen Monaten schon gab es eine neue Veränderung: Wieder fuhr ein Wagen vor. Eine Menge Kisten und Pakete wurde abgeladen und ins Haus geschafft, das Schaufenster eingeräumt und ein neues Schild über das alte geschlagen: „Tabak, Zigarren, Zigaretten."

„Damit wird das Glück wohl kein Glück haben", weissagten an den Stammtischen die Schoppenstecher. Weit gefehlt! Es wurde ein Geschäft, daß sich die Balken bogen.

Auch von den Fremden, die in unserem schönen Städtchen zur Sommerfrische weilten, sah ich viele bei der schönen Gustel, deren süddeutscher Dialekt besonders reizvoll war, ein- und ausgehen. Besonders fiel mir ein großer, hagerer Geselle auf, in Krachledernen und Wadenstrümpfen, der ein ungewöhnlich starker Raucher zu sein schien. Auch ein Feinschmecker mußte er sein, denn er nahm sich Zeit für seine Auswahl.

Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich meine Post einige Tage rechtzeitig bekam. Denn Hannes, der ihn im Laden stehen sah, versorgte so lange seine eigene Kundschaft, bis bei Sedlmayrs die Luft rein war. Leider zeigte er sich in dieser Zeit sehr mürrisch und verdrossen, vielleicht weil er glaubte, daß ihm der andere die besten Lose wegschnappte.

Auch als der Krachlederne längst aus dem Städtchen verschwunden war, hielt die Pünktlichkeit des Hannes an, mehr aber noch seine Verdrossenheit, so daß ich für den alten, lustigen Kerl gern wieder den pünktlichen Postempfang hingegeben hätte.

Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte. Um so weniger, als ich sehen mußte, daß Hannes gar nicht mehr den Laden betrat, sondern die Post mit seltsam verkrampftem Gesicht unter die Tür schob. So machte er es auch, als ich eines Tages zufällig im Laden und mit der Auswahl einiger Zigarren beschäftigt war. Da fanden nun die berühmten Schuppen Gelegenheit, mir jählings von den Augen zu stürzen. —

„Ihr tut doch manch vergebliche Arbeit", sagte ich am anderen Morgen wie beiläufig zum Hannes. Er sah mich groß an. „Wieso?" — „Nun, zum Beispiel: da war ich gestern gerade drüben bei Sedlmayr, als du so'ne schöne Ansichtskarte unter die Tür schobst. Was tut das Mädel? Nimmt sie, macht ein wütendes Gesicht, brummt: „Der Lausbub, der dammliche, soll mir endlich mei Ruh lassel" und reißt das Ding in tausend Fetzen. Ohne es überhaupt gelesen zu haben. Nun, ist das nicht vergebliche Arbeit?"

Hannes machte ein seltsames Gesicht, er hatte plötzlich einen kallroten Kopf und konnte nur ein paar gestotterte Worte herausbringen. Dann polterte er wie gehetzt die Treppe hinunter. —

Seitdem läßt weder seine Pünktlichkeit noch seine Fröhlichkeit zu wünschen übrig. Was er über Glückslose zu reden hat, macht er jetzt außerdienstlich. Gestern abend zum Beispiel sah ich ihn mit der schönen Gustel Arm in Arm über den dämmrigen Marktplatz schlendern.

Honorar: zehn Kronen.

Skizze von **Theodor Mühlich.**

Undeutlich und gedämpft, wie in weiter Ferne schwebend, fand der Lärm, der durch die Großstadtstraße brandete, Einlaß durch die breiten, festgeschlossenen Fensterscheiben, und die ersten Sonnenstrahlen, die der junge Lenz entsandte, huschten neugierig wie ausgelassen fröhliche Kinder über die Bücher und riesigen Papierstöße, die auf dem mächtigen Schreibtisch aufgeschichtet lagen, vor dem Edvard Brandes, der einflußreiche literarische Chef der „Politiken" saß. Er hatte ein Manuskript in der Hand, in dem er eifrig las. Schon die ersten Sätze hatten seine Aufmerksamkeit erregt, hatten ihn gepackt und im Innersten aufgewühlt. Es lag etwas Wunderbares und Außerordentliches in diesen Zeilen, — der Ausdruck war seltsam, ja klassisch, Dostojewski könnte der Verfasser sein, nicht der junge Mann, der in bescheidener, schlecht sitzender Kleidung vor dem Schreibtisch stand und mit gespanntem, fast möchte man sagen: ängstlichem Gesichtsausdruck den Lesenden mit seinen Augen verfolgte. War doch der Entschluß dieses bedeutenden Mannes sein Schicksal. So viel, so unendlich viel hing von ihm ab.

Brandes hatte den jungen Mann vergessen. Ursprünglich wollte er ihn wegschicken, wie so viele junge Träumer und Phantasten, die bei ihm für ihr dilettantenhaftes Geschreibsel Förderung erhofften, aber irgend etwas Unerklärliches hielt ihn davon ab, und nun las er Seite um Seite, gefesselt von der traurigen Handlung und der psychologisch zarten Linienführung.

Der Dichter schrieb von seinem Leben. Hungernd, obdachlos, ein junger Schriftsteller ohne Namen. In sein elendes Loch wagt er nicht zurückzukehren. Er fürchtet seine keifende, ungeduldige Wirtin, der er die Miete wieder nicht bezahlen kann. Doch die Nacht ist kalt und naß. Es friert ihn, und endlich faßt er einen Entschluß und schleicht auf Socken die Stiegen zu seiner Dachkammer hinauf, wo er auf dem Tisch ein Schreiben findet. Es ist von der Schriftleitung einer Zeitung, der er ein Manuskript angeboten hat. Er nimmt den Brief zu sich und schleicht, wie er gekommen, wieder zum Hause hinaus. Bei dem Licht einer Straßenlaterne erbricht er ihn. Sein Herz jubelt, die Freude preßt Tränen in seine Augen, — die Arbeit ist angenommen . . .

Brandes hatte das Manuskript gelesen und legte es auf die Seite. Aufmerksam betrachtete er den jungen Mann, in dessen Augen ein heller, dankbarer Schimmer aufleuchtete, als Brandes ihm erklärte, seine Novelle sei angenommen. Er ließ ihm zehn Kronen Honorar ausbezahlen.

*

Jahre waren seitdem verflossen.

Der junge Mann von damals war berühmt geworden.

Eines Tages besuchte der schwedische Schriftsteller Axel Lundegard den Chef der „Politiken". Bei dieser Gelegenheit zeigte ihm Brandes die beschriebenen Blätter und erzählte ihm die Geschichte des Manuskripts.

„Verstehen Sie", fragte er Lundegard, „daß ich mich über meine armseligen zehn Kronen erschlagen fühle?"

„Weshalb?"

Der Schriftleiter legte ihm das Manuskript vor. „Wenn Sie die Erzählung gelesen haben, werden Sie es verstehen."

„Ist sie denn so merkwürdig? Wie heißt sie?"

„Hunger."

„Und der Verfasser?"

„Knut Hamsun."

Das Werk ohne Zeichen.

Geschichte um Veit Stoß von M. Burandt.

Der Kauf- und Ratsherr Heinz Vogelsang aus Leutschau in der Zips hatte alle Ursache, mit sich und der Welt zufrieden zu sein. Er war eben von der großen Messe zu Krakau nach Hause zurückgekehrt und konnte sich rühmen, den größten Teil der Waren auf Burg Wawel gelassen zu haben, wo sie der mächtige König Kasimir persönlich besichtigt und mit gemünztem Gold bezahlt hatte. Aber so sehr das Leinen, das zierlich ziselierte Geschmeide und die Bärenfelle aus der Tatra ihren Preis verdienten, die Ernte wäre minder reichlich ausgefallen, hätte Heinz Vogelsang nicht einen gewichtigen Fürsprach am Hofe des Königs gefunden. Der Kaufherr hatte ein Erzeugnis der Zips mit auf die Reise genommen, das wegen seiner Schönheit im weiten Umkreis der „24 Königlichen deutschen Städte" berühmt war: seine Tochter Hildegarde. Und als sie ihr Haupt vor dem König neigte, da hafteten zwei Augen wie gebannt auf ihr. Sie gehörten Veit Stoß, dem berühmten deutschen Bildschnitzer, den Kasimir aus Nürnberg berufen hatte. Als Heinz Vogelsang seine Schätze vor dem König ausbreitete, hatte dieser den Künstler an seine Seite befohlen, der mit Ausdrücken des Entzückens nicht kargte. Und der König kaufte und merkte nicht, daß der Mann an seiner Seite keinen Blick von Hildegarde wandte. Der Künstler wich nicht mehr von ihrer Seite, solange sie in Krakau weilte, und war nicht wenig glücklich, als er aufgefordert wurde, nach Leutschau zu kommen, wenn seine Arbeit in Krakau zu Ende sei.

Man konnte nicht gerade sagen, daß Veit Stoß zu dem Zweck geschaffen war, um Frauenherzen im Sturm zu erobern. Auf einem gedrungenen Körper saß ein viel zu großer Kopf mit einem scharfkantigen und früh gealterten Gesicht, auf dem die wildesten Leidenschaften gewitterten. Trotzdem stieß es nicht ab, denn aus den Augen leuchtete das Genie, das nach eigenen Gesetzen leben darf. Im Gegensatz zu den Gerüchten, die aus Nürnberg bis an den Hof gedrungen waren, hielt sich Veit Stoß in Krakau fern von Abenteuern und Händeln und ging ganz in seiner Arbeit auf. Nach der Abreise Hildegardens verdoppelte der Künstler seinen Eifer, und nach Ablauf von einigen Wochen konnte er seinem hohen Auftraggeber melden, daß der Altar fertig war. Mit Geschenken reich beladen, zog er von dannen, aber er lenkte sein Roß nicht nach Nürnberg, wo man ihm die Ausschmückung der Frauenkirche übertragen wollte, sondern nach Osten, nach der Zips, wo ein anderer Preis zu erringen war.

Veit Stoß wurde in Leutschau mit allen Ehren empfangen. Aber als er dem Hausherrn in geziemenden Worten die Werbung um die Hand Hildegardens vorbrachte, geriet dieser in nicht geringe Bedrängnis. Ein Bildschnitzer, der in der Welt umherstreift, war keineswegs der Eidam, den er sich gewünscht hatte. Heinz Vogelsang mußte aber fürchten, daß Veit Stoß wieder weiterziehen werde, wenn das Verlangen kurzerhand abgeschlagen würde. Das hätte einen Plan durchkreuzt, den der Ratsherr noch in Krakau gefaßt hatte. Er wollte nämlich zeigen, daß die stolze Stadt Leutschau, das Haupt der Zips, um nichts geringer war als die Residenz der polnischen Könige, die zu ihrem Ruhm und Schmuck Veit Stoß hatte kommen lassen.

Heinz Vogelsang antwortete also auf die Werbung, daß sie für Haus und Tochter viel Ehre bedeute. Es sei aber mancherlei zu erwägen, was nicht von heute auf morgen entschieden werden könne. Der Künstler möge sich's also inzwischen in des Ratsherrn Hause wohl sein lassen, und damit ihm die Zeit nicht lange würde, solle er für St. Jakob den Hochaltar in Angriff nehmen, im Auftrag von Stadt und Rat, die bei der Entlohnung gewiß nicht knausern würden.

Veit Stoß war's zufrieden und hoffte. Und machte sich ungesäumt aus fromme Werk, dessen Mittelpunkt und Krone die Gestalt der Jungfrau Maria sein sollte. Auf seinen Wunsch stand ihm Hildegarde Modell, und es ist leicht auszudenken, mit welcher Liebe er schuf, wie er jeden Zug ihres Antlitzes, jede Linie ihres Leibes in sich aufnahm, bevor er ihn an den gehorsamen Stoff weitergab. Hildegarde, die längst dem Sohn des Bürgermeisters von Kesmark versprochen war, spielte, von ihrem Vater unterrichtet, ihre Rolle glänzend. Sie kam dem Künstler nicht entgegen und wies ihn auch nicht ab. Sie hielt Abstand, wenn er sich vorwagte, und ermunterte ihn, wenn er die Hoffnung verlor. Um seine Leidenszeit abzukürzen, saß er Tag und Nacht an der Arbeit und vollendete, wie die Historie kündet, im Zeitraum von acht Wochen ein Werk, für das sonst ebenso viele Monate erforderlich waren. Noch war ein letztes zu tun, worauf Rat und Stadt besonderes Gewicht legten. An die linke, untere Ecke der mittleren Tafel mußte er seinen Namenszug fügen, und dann zog er den Arbeitskittel aus und das Festgewand an.

Er hielt seine Stunde für gekommen.

Am Abend versammelten sich die Ältesten der Stadt im Prunksaal des Rathauses, um das Werk und den Künstler zu feiern. Dieser wollte jedoch schon vorher eine Sache in Ordnung bringen, die ihm mehr am Herzen lag. Er stand vor Heinz Vogelsang und brachte nochmals seine Werbung vor. Und wurde abgewiesen, kalt und nüchtern abgewiesen. Veit Stoß blieb merkwürdig ruhig, nur seine Augen glühten. Er habe noch einiges Werkzeug zu holen, das in der Kirche zurückgeblieben sei. Nach einer Stunde kehrte er zurück und ritt eilends von dannen. Man wartete im Rathaus. Er kam nicht. Man suchte ihn in der Kirche. Sie war verlassen, aber man machte eine sonderbare Entdeckung. Die Madonna trug nicht mehr die Züge der Jungfer Hildegarde, und an der unteren Ecke der mittleren Tafel fehlte der so wertvolle Namenszug des berühmten Schöpfers. Das war die Rache von Veit Stoß. In den Reisebüchern der Tatra steht zu lesen, daß „die Künstler, die am Altar von Leutschau arbeiteten, aus — der Schule von Veit Stoß stammten"...



Bunte Chronik



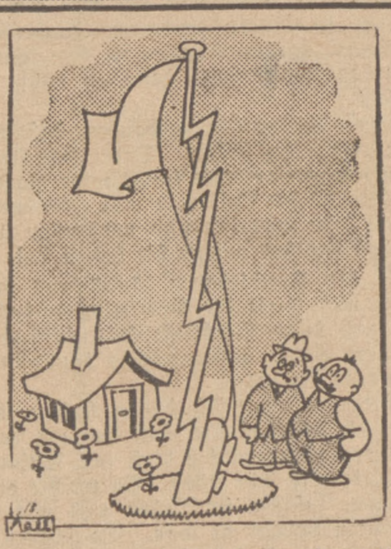
Ein Achtjähriger als Erfinder.

Die Beamten des Newyorker Patentamtes erlebten dieser Tage eine nicht geringe Überraschung. Zum Patent ist ein zusammenlegbarer Kleiderbügel angemeldet worden, der sich als eine außerordentlich zweckmäßige Erfindung erwies. Die Beamten, denen die Prüfung der angemeldeten Erfindungen obliegt, nahmen an, daß das Modell von einem besonders tüchtigen Ingenieur stamme. Merkwürdigerweise ergab sich aus dem Anmeldungsschreiben, daß der Erfinder ein achtjähriger Knabe namens Jorden Biermann aus New-Rochelle war. Der erfindungsreiche Junge soll eine Art Wunderkind und ganz besonders für Technik stark begabt sein. Er hat bereits wiederholt allerlei Bastelarbeiten ausgeführt, mit denen er die Erwachsenen in Erstaunen versetzte. Amerika kann nunmehr den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den jüngsten Erfinder der Welt sein eigen zu nennen.



Lustige Ecke





„Das ist doch eine eigenartige Fahnenstange!"
„Ja, sie wurde so sonderbar, als im vorigem Jahr der Blitz einschlug!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.